

Irgendwann ist irgendwann zu spät

WARUM VATER & SOHN DAS GROSSE
MOTORRADABENTEUER WAGTEN
UND WIE ES SIE VERÄNDERTE





NATIONAL
GEOGRAPHIC

ARMIN & MARCO THALHOFER

*Irgendwann
ist
irgendwann
zu spät*

WARUM VATER & SOHN DAS GROSSE
MOTORRADABENTEUER WAGTEN
UND WIE ES SIE VERÄNDERTE



Furchtbar staubige Piste aus Vulkanasche in der Nähe des Lonquimai. Wir mussten mit weitem Abstand fahren, da durch den aufgewirbelten Staub kaum eine Sicht für den Hinterherfahrenden blieb.

Inhalt

Wenn die Abenteuerlust über den Zweifel siegt

Der Südosten

Unendliche Weiten

Die Spannung steigt

Mein Vater im Zelt

Startschwierigkeiten

Jesús lädt zu Tisch

Erste Pannen und gigantische Wasserfälle

Zwangspause durch Sonnenstich

Verwirrendes Pfandsystem und ein Gedanke

Der Süden

Fin del Mundo, am Ende der Welt

Pinguine, Wale und rosa Salzseen

Bikertreffen

Endlos südwärts

Die südlichste Stadt der Welt

Am Ende der Welt

Südamerika in Aufruhr

Der Südwesten

Faszination der Anden

Türme des blauen Himmels

Begegnung mit Eisriesen
Der rauchende Berg
Eintauchen in den Frühling
Mysteriöse Marmorhöhlen
Im Reich der Vulkane
Wild campen
Begegnungen
Sternenfeuerwerk
Dem Himmel so nah
»Vom Winde verweht«

Der Nordwesten

Blick in eine andere Welt

Der größte Spiegel der Erde
Bolivien – ein Kontrastprogramm
In den Tiefen der Pampas
Auf den Spuren der Inkas
Peru – Land der Gegensätze
Naturparadies Galapagos
Corona changes everything
Lockdown
Die besten Monate meines Lebens
Eine Reise wie keine andere
Traut euch!
Danke!

Impressum

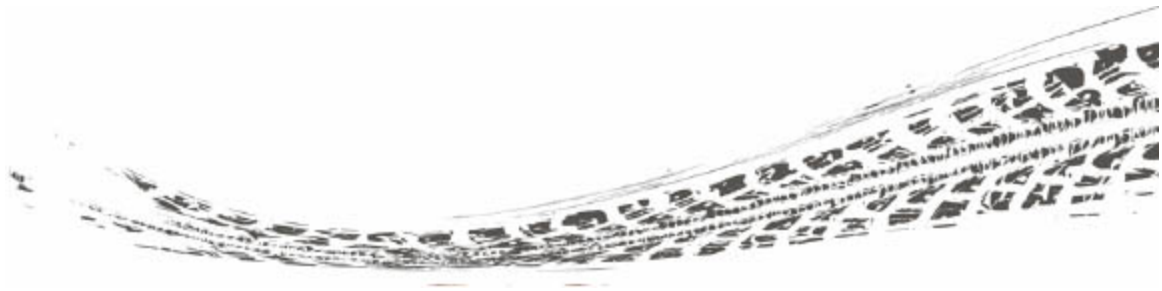


Majestätisch erhebt sich das rund 20 Kilometer breite und bis zu 2884 Meter hohe Massiv der Bergkette Cordillera del Paine in den südlichen Anden Chiles, 280 Kilometer nördlich von Punta Arenas.



Mitten durch die imposanten Iguazú-Wasserfälle verläuft die Grenze zwischen Argentinien und Brasilien – definitiv ein lohnender Umweg von rund 3000 Kilometern für das erste Highlight unserer Reise.

Wenn die Abenteuerlust über den Zweifel siegt



Sonntagmorgen, sonnig, aber kalt im November 2017. Ich wachte auf und hatte ein Lächeln im Gesicht, streckte meine Faust nach oben und rief laut: »Tschakka, ich schaff das!« Ich sprang aus dem Bett und tanzte förmlich freudestrahlend durch meine kleine Wohnung, startete die Kaffeemaschine und genoss lächelnd einen Espresso in der wärmenden Morgensonne auf meinem Balkon.

Tags darauf, Montag, 7.30 Uhr. Der Wecker klingelte, ich schaltete mehrmals auf »snooze«, bevor ich total frustriert aufstand mit dem Gedanken »Das geht nie gut. Ich kann das nicht, ich werde das wahrscheinlich nicht überstehen.«

So ging das nun schon seit mehr als zwei Monaten. Seit meiner Trennung ein Jahr zuvor, kurze Zeit nach meinem 50. Geburtstag, war ich an einem Punkt angelangt, an dem ich mir immer öfter die Frage stellte: »War's das jetzt?«

Alles, was meine letzten 30 Jahre prägte, war Geschichte. Wie sollte mein weiteres Leben nun verlaufen? Ich hatte in meinem unmittelbaren Umfeld niemanden, der mir mit seiner Erfahrung weiterhelfen konnte. Ich war mir aber ziemlich schnell darüber im Klaren, dass es das nicht gewesen sein kann. 50 ist zu jung, um zu resignieren! Und

mir wurde immer mehr bewusst, dass alles, wonach ich die letzten Jahre strebte, von Karriere über den dicken Dienstwagen bis hin zum schicken Eigenheim, mich nicht dauerhaft glücklich machte.

Und so erwachten nach und nach alte Erinnerungen an meine aktive Motorradzeit, die nach einem Unfall nun schon fast zehn Jahre zurücklag. Ich kramte alte Bilder und Dias hervor, schwelgte in Erinnerungen und bekam immer mehr Lust auf Reisen mit dem Motorrad. Ich kaufte mir also spontan eine Maschine und war bereits nach wenigen Kilometern wieder von diesem Motorradvirus infiziert.



Wir mussten oft schwierige Strecken überwinden, um in den Genuss solcher unfassbaren Ausblicke, wie hier in Argentinien zu kommen.



Manchmal konnten wir uns nicht mehr auf dem Motorrad halten.

Als ich im August 2017 nochmals mit meinem Wohnwagen nach Süditalien reiste, wurde mir Tag für Tag mehr bewusst, dass ich, was mein bisheriges Leben anbetraf, einen radikalen Schnitt machen musste. Mich belasteten zunehmend Erinnerungen und frühere Zukunftspläne. Mein Job, auf den ich jahrelang hingearbeitet hatte, war in der aktuellen Situation ebenfalls nicht mehr die Erfüllung. Nachdem ich dann noch zwei Bücher von einem Weltreisenden-Paar mit ihren Motorrädern gelesen hatte, spukte die Idee zu einer größeren Reise immer häufiger in meinem Kopf herum. Schnell verfestigte sich diese zu einer Weltreise, und mir wurde klar, dass ich dann auch meine bisherige Lebensbühne komplett kippen musste - und auch wollte.

Als ich dann meinen Sohn - als Ersten überhaupt - in meine Hirngespinnste einweihte und dachte, er würde meine Bedenken bestätigen (zu alt, so einen Job gibt man nicht auf, Sprachkenntnisse und Erfahrung reichen nicht aus, und, und ...), kam ganz spontan: »Voll geil! Wenn nicht jetzt, wann dann? Keine Frau, keine kleinen Kinder, kein Hund, kein Haus, keine großen Verpflichtungen, und Motorradfahren kannst du auch.«

Wie recht er doch hatte ..., eigentlich!

In den darauffolgenden sieben Monaten fuhren meine Gefühle Achterbahn. Abenteuerlust und große Zweifel an der Machbarkeit wechselten sich fast täglich ab. Immer wieder trieb mich die Sorge um meine betagten Eltern und meinen vermeintlich sicheren Job um. Die »Tschakka, ich schaff das!«-Momente wechselten sich immer wieder ab mit »Das geht nie gut. Du kannst das nicht. Du bist noch nie so lange und vor allem allein unterwegs gewesen. Du hast noch nie ein Visum beantragen müssen, du wirst das (wahrscheinlich) nicht überstehen ...« Vielleicht sollte ich doch erst wieder langsam anfangen, mit dem Motorrad zu verreisen und irgendwann dann mal ...?

Mehrere Bücher anderer Weltreisender, Vorträge und intensive Gespräche mit meinem Sohn sowie meinem besten Freund, den ich ebenfalls schon sehr bald in meine Pläne eingeweiht hatte, ließen meine Zweifel zusehends schwinden, und die Abenteuerlust gewann mehr und mehr die Oberhand.

Am 24. April 2018, dem Tag, an dem ich die letzte »Verbindlichkeit« aus meinem alten Leben geregelt hatte, traf ich meine Entscheidung. Innerhalb eines Jahres wollte ich starten, denn mir war bewusst: IRGENDWANN ist irgendwann zu spät!



*Armin Thalhafer,
im Mai 2021*

Der Südosten

Unendliche Weiten



Die Iguazú-Wasserfälle erstrecken sich über 2,7 Kilometer und bestehen aus mehreren hundert Kaskaden, die bis zu 82 Meter breit und 64 Meter hoch sind. Sie gehören zu den sieben Weltwundern der Natur.



Später auf seinem eigenen Holzmotorrad.





Auch im Zelten war er (3 v. l.) früh geübt, wenn auch anfangs nur im Garten.



Erste Erfahrungen sammelte Marco bereits auf dem Tank meiner GS

Die Spannung steigt



10. Oktober 2019, Buenos Aires, Aeropuerto Internacional Ministro Pistarini gegen 13 Uhr. Gespannt verfolgte ich auf der Anzeigentafel die Landung des Fluges aus Toronto, an dem Marco an Bord war. Mehr als ein halbes Jahr war seit meiner Abreise in Krumbach vergangen, als er mich noch bis zum Reschenpass begleitet hatte und sich unsere Wege dann trennten. Nach der Durchquerung Afrikas freute ich mich wahnsinnig darauf, ihn wiederzusehen und mit ihm gemeinsam die nächsten fünf bis sechs Monate Südamerika zu erkunden. Ich war mir im Vorfeld bereits sicher, dass das die beste Zeit meines bisherigen Lebens werden würde.

Marco war der größte Motivator für meine Weltreise, und von Beginn an war geplant, dass er mit mir mal ein paar Wochen auf dem Soziussitz mitfahren würde. Als er mich mit seiner Idee überraschte, dass wir doch nach

seinem Bachelor-Studium gemeinsam Südamerika bereisen könnten, war mir rasch klar, was für eine einmalige Chance sich uns da auftat. Aber konnte ich mir da wirklich so sicher sein?

Wir hatten schon einiges gemeinsam als Vater-Sohn-Gespann erlebt: angefangen von ersten Fahrten auf meinem Motorrad, als er noch so klein war, dass ich ihn zwischen mich und den Tank setzen musste, über die erste Zeltnacht mit Lagerfeuer im Garten, unzählige Skitage sowie gemeinsame Mountainbike-Rennen und -Touren bis zu einer viertägigen Alpenüberquerung.

Aber ein halbes Jahr lang 24 Stunden, sieben Tage die Woche, unter voraussichtlich nicht immer einfachen Bedingungen? Wir hatten beide unseren eigenen Kopf, mal mehr, mal weniger. Zudem verfügte er über keinerlei Motorrad-Reiseerfahrungen, hatte er doch seinen Führerschein erst ein halbes Jahr vor meinem Start gemacht.



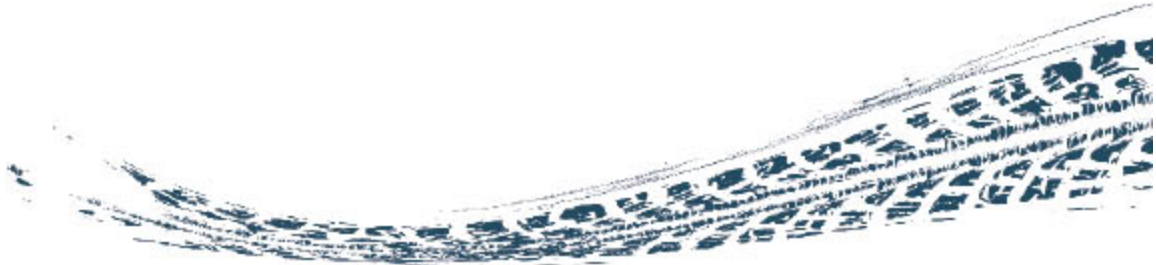
Ohne Motor, dafür mit Muskelkraft, überquerten wir 2011 auf unseren Mountainbikes die Alpen von Oberstdorf nach Meran, unter anderem das 3120 Meter hohe Madritschjoch.

Dennoch war ich mir sicher, dass wir das meistern würden. Dessen war ich mir spätestens eines Abends im November vor meiner Abreise sicher. Nach einem leckeren Essen, das wir gemeinsam zubereiteten und ein paar Bier, beichtete ich ihm, dass meine Weltreise finanziell auch zulasten seines Erbes gehen würde, da ich meine bisherige Altersvorsorge nun sozusagen »verreisen« würde. Spontan antwortete er: »Was ist schon Geld? Das ist irgendwann mal weg, ohne bleibenden Wert, aber von unserer Reise kann ich meinen Enkeln noch erzählen!«

Nun war es endlich so weit, und ich strahlte wie ein kleines Kind an Weihnachten, als sich endlich die automatischen Schiebetüren in der Ankunftshalle öffneten

und er mir lächelnd gegenüberstand, wir uns in die Arme schlossen und ich im ersten Moment mit tränenerstickter Stimme nicht mehr herausbrachte als ein »Schön, dass du endlich da bist«, und »Mensch, bist du groß geworden«.

Mein Vater im Zelt



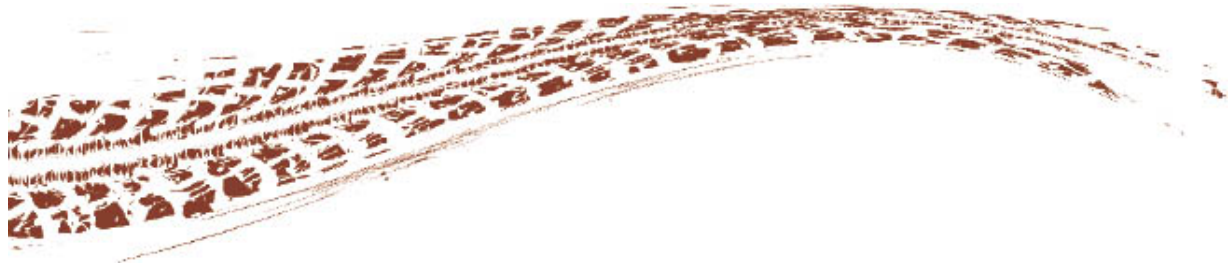
Ein halbes Jahr zusammen mit meinem Vater. Sieben Tage die Woche. 24 Stunden am Tag. Ob das wohl gut ginge? Natürlich schossen mir solche Gedanken durch den Kopf, als wir die Reise zusammen planten. Ja sogar schon, als die Idee einer gemeinsamen Reise das erste Mal aufkam. Mein Plan war eigentlich, allein mit Rucksack und Zelt per Anhalter durch Südamerika zu reisen. Die Möglichkeit, so lange mit meinem Vater unterwegs zu sein und dabei sogar ganz abgelegene Orte selbst mit dem Motorrad zu erkunden, ließ mich meinen ursprünglichen Plan jedoch schnell verwerfen.

Irgendwie hatte ich es im Gefühl, dass es gut werden würde. Ich weiß nicht, woher diese Sicherheit kam, denn Papa und ich hatten uns früher schon des Öfteren mal in die Haare gekriegt. Meistens waren es Kleinigkeiten, zum Beispiel wenn ich wieder einmal mein Geschirr nicht in die

Spülmaschine geräumt oder vergessen hatte, das Garagentor zu schließen.

Deshalb grübelte ich schon manchmal, wie es denn werden würde, wenn auf der Reise etwas nicht passt. Hinzu kam, dass ich mir meinen Vater, den ich fast nur als Anzug tragenden, oftmals gestressten Geschäftsmann kannte, beim besten Willen nicht irgendwo in der Wildnis, unter widrigen Bedingungen und im Zelt schlafend vorstellen konnte.

Doch genau das machte für mich den Reiz an der Sache aus. Ich war mir sicher, dass es da noch eine andere Seite an meinem Vater gab: nämlich den Armin, der als Jugendlicher auf dem Mofa durch sein Heimatdorf düste, mit dem Motorrad Marokko erkundete und bei Motorradtouren nach Island und ans Nordkap schon einige eisige Zeltnächte überstanden hatte. Diese Neugier, mit meinem Vater solch ein Abenteuer und damit auch ihn neu zu erleben, war für mich Grund genug, diese gemeinsame Reise anzutreten. Ich sollte nicht enttäuscht werden, denn vor uns lag eine unfassbar intensive und aufregende Zeit.



Startschwierigkeiten



Allen Unkenrufen zum Trotz bekamen wir Marcos »Moped« noch am selben Nachmittag ohne Schmiergelder und Schikanen aus dem Zoll, nicht ohne zuvor mit einer ersten »cerveza« auf unser Wiedersehen anzustoßen. Bestens durch die deutsche Spedition präpariert mit den notwendigen Papieren und einer problemlosen Abnahme durch den Zollbeamten, jedoch um rund 700 US-Dollar für Transport und Lagerung innerhalb des Flughafens leichter, verließen wir nach gut zwei Stunden den Cargobereich. Unser Hostel, in dem wir die ersten beiden Nächte verbringen wollten, lag zwar ein Stück außerhalb des Stadtkerns, dafür aber in der Nähe des Flughafens. So perfekt Marcos Spediteur in Deutschland gearbeitet hatte, so unprofessionell stellte sich mein südafrikanischer dar. Obwohl ich meine »Dicke« bereits am 1. Oktober in Kapstadt abgegeben hatte, war diese zehn Tage später immer noch nicht eingetroffen. Auch am nächsten Tag

warteten wir vergeblich auf die Ankunft. Sie stand immer noch in São Paulo, angeblich waren irgendwelche Papiere nicht in Ordnung. Erst in der Nacht von Freitag auf Samstag traf die Transportkiste dann endlich in Buenos Aires ein. Ein Umstand, den ich durch die frühzeitige Abgabe unbedingt hatte vermeiden wollen, schließlich arbeitete der Zoll am Wochenende und am darauffolgenden Montag wegen eines Feiertags nicht, und die Lagergebühren schlugen täglich mit fast 100 Dollar zu Buche.

Das lange Wochenende, das wir gezwungenermaßen zusätzlich in unserem Hostel verbringen mussten, sollte sich auch als sehr ereignisreich erweisen. Donnerstagabend begann es für fast zwei Tage sintflutartig zu regnen, sodass von Freitag bis Sonntag alles unter Wasser stand. Wir brachten zwar gemeinsam Sandbarrieren an allen Türen des Hauses an, trotzdem mussten wir die Möbel wegen des eindringenden Wassers auf Ziegelsteine stellen, und nachts stand dann das ganze Haus gut fünf Zentimeter unter Wasser. Garten und Straße glichen einem riesigen See.

Als dann endlich am Dienstag meine »Dicke« im Zoll zur Abholung bereitstand, warteten schon die nächsten Überraschungen. Zum einen hatte ich von meinem Spediteur nicht alle notwendigen Papiere bekommen; die fehlenden mussten nun mit erheblichem zeitlichem und finanziellem Aufwand besorgt werden. Zum anderen wurde das »Moped«, scheinbar beim Verpacken, auch noch beschädigt ... - mein mittlerweile grundsätzlich recht robustes und belastbares Nervenkostüm war inzwischen zum Zerreißen gespannt. Das arrogante und unkooperative Verhalten des Spediteurs tat ein Übriges.



Nach dem ersten gemeinsamen Bier zur Begrüßung am Flughafen
in Buenos Aires



Konnten wir am selben Tag noch Marcos Motorrad beim Zoll abholen und wieder zusammenbauen.



Die ersten Kilometer ab unserer Unterkunft waren dank Marcos fragwürdiger Routenwahl ein totales Abenteuer, und die »Dicke« lag bereits nach kurzer Zeit das erste Mal auf südamerikanischem Boden.

Zwei Tage später konnte dann bei strömendem Regen und Temperaturen um die 10 Grad unsere Reise endlich beginnen. Marcos Routenwahl führte bereits nach kurzer Zeit über eine matschige und extrem rutschige Piste. Keine fünf Kilometer später lag ich schon das erste Mal mit meiner rund 350 Kilogramm schweren »Dicke« im Dreck, was Marco im Gegensatz zu mir total lustig fand.

Ich habe das letzte halbe Jahr durch Afrika, größtenteils alleine, meinen Flow gefunden, und der Kerl erschien mir jetzt total übermotiviert. Das kann ja heiter werden, dachte ich mir mit einem verzerrten Lächeln unter meinem Helm.